

Spielraum in der Enge

Autor(en): **Arndt, Tina / Roesler, Sascha**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **79 (2004)**

Heft 10

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-107307>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Was macht ein gutes Badezimmer aus? Tipps einer Architektin

Spielraum in der Enge

Dass eine gute Badgestaltung nicht nur eine Frage des Geldes, sondern auch des Willens ist, dafür sprechen die Erfahrungen der Architektin Tina Arndt*. Im Gespräch plädiert sie für das Bad als «Gebrauchsraum», der nicht primär über Grösse, sondern über eine sorgfältige Konzeption verfügen muss. Dazu gehören heute auch ökologische Erwägungen.

wohnen: Es scheint, dass im Gegensatz zu anderen Räumen im Badezimmerbereich noch immer eine grosse Uniformität herrscht. Können Sie diesen Eindruck bestätigen?

Tina Arndt: Im heutigen Wohnungsbau ist das Badezimmer meist ein «Minimalraum». Da ist der Spielraum für Veränderungen tatsächlich relativ gering. Trotzdem gibt es natürlich eine Grundstimmung in einem Badezimmer, die man durch ganz gezielte Eingriffe beeinflussen kann.

Vielleicht können wir dies an einem Beispiel aus Ihrer Arbeit anschauen: Am Jasminweg in Zürich-Oerlikon erstellte die ABZ einen Neubau nach Minergie-Standard, der sich durch besonders preisgünstige Wohnungen auszeichnet. Was bedeutete dies für das Konzept der Badezimmer?

Für diese Badezimmer war die angestrebte Wohnungsgrösse bestimmend. Diese war bereits im Wettbewerbsprogramm vorgegeben: Bei einer 4½-Zimmer-Wohnung von 110 m² wollten wir Schlafzimmer mit neutraler Grösse von 14 m² anbieten, dazu einen Wohn-Ess-Bereich, der etwa 40 m² einnimmt. Wichtig war uns auch ein Entree, damit man beim Eintreten nicht gleich in der Stube steht. Für das Badezimmer blieb nur noch ganz wenig Platz – so wenig, dass man als Architektin eigentlich keine Chance hat, den normalen Standard zu überschreiten.

Wie sieht dieser übliche Standard aus?

Badezimmer werden oft so gross, wie es durch die Abmessungen der sanitären Apparate vorgegeben ist. Sind Badewanne, Lava-

bo und WC geplant, dann ist das Badezimmer 2,20 m² mal 1,80 m² gross. Das ist die Minimalvariante. Steht ein bisschen mehr Platz zur Verfügung, kommt man vielleicht auf 2,70 m² mal 1,80 m². Es bleibt also kaum Raum für Experimente.

Konnten trotz dieser engen Vorgaben am Jasminweg gewisse spezielle Aspekte verwirklicht werden?

Was ich immer wieder antreffe, ist die Forderung nach Tageslicht in den Badezimmern. Am Jasminweg haben wir es geschafft, nahezu alle Bäder mit einem Fenster auszustatten. Und zwar obwohl eine interne Wohnungslüftung eingebaut wurde. Dies ist der einzige Luxus, den wir uns in diesen Bädern erlauben haben. Ansonsten kam ein Minimalstandard zum Einsatz, mit kostengünstigen Materialien und Apparaten. Nur beim Spiegelschrank haben wir aus ästhetischen Gründen eine teurere Variante gewählt. Dieses Möbel entspricht offenbar nach wie vor dem Bedürfnis vieler Bewohner. Wahrscheinlich, weil es gleichzeitig als Stauraum, Spiegel, Beleuchtung und Steckdose dient.

Ein anderes Ihrer Projekte ist die Umnutzung einer Fabrik an der Albisriederstrasse für die Stiftung PWG.

Die Überbauung an der Albisriederstrasse war ursprünglich eine Farbenfabrik, und wir haben versucht, in die bestehende Baustruktur möglichst wenig einzugreifen. Der hallenartige Charakter der Räume, mit Stützen und Unterzügen, wurde weitgehend erhalten. Dies verlieh dem grosszügigen Wohnraum Loftcharakter.

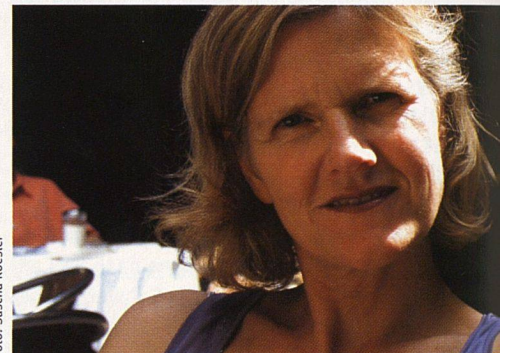


Foto: Sascha Roesler

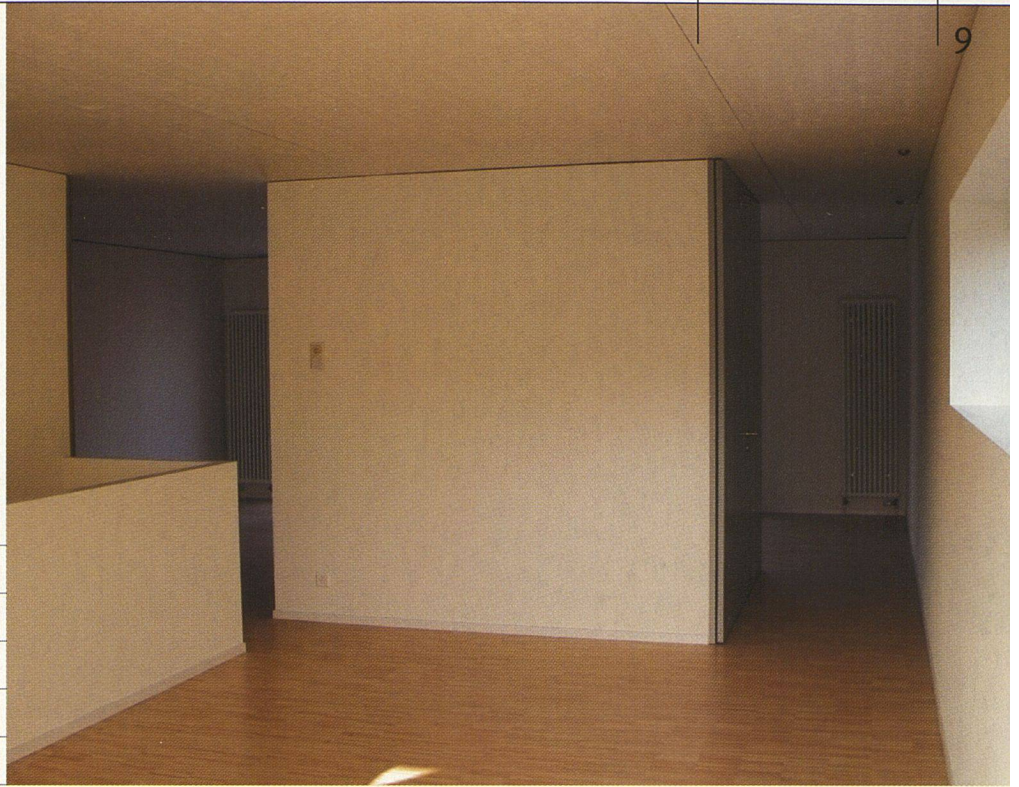
*Tina Arndt hat an der ETHZ Architektur studiert und führt zusammen mit Daniel Fleischmann seit 1995 das Architekturbüro architek-tick. Die 1. Etappe der Überbauung am Jasminweg in Zürich Oerlikon wurde 2002 abgeschlossen. Auftraggeberin war hier die Allgemeine Baugenossenschaft Zürich (ABZ). Die Umnutzung der ehemaligen Farbenfabrik in Zürich Albisrieden fand 2003 ihren Abschluss. Bauherrin ist die Stiftung zur Erhaltung von preisgünstigem Wohn- und Gewerberaum der Stadt Zürich (PWG). Weitere Angaben zu den Projekten und dem Architekturbüro findet man unter: www.architekttick.ch

Auch den Badezimmern?

Nein. Die Badezimmer, die hier eingebaut wurden, sind minimal. Sie bieten nicht viel mehr Platz als diejenigen am Jasminweg, sind aber innenliegend und somit ohne direktes Tageslicht. Sie wurden als frei stehende Boxen ausgebildet und wie ein Möbel in den

Bei Umnutzungen sind innovative Lösungen gefragt. In den Lofts der ehemaligen Farbenfabrik in Zürich Albisrieden haben die Architekten die Badezimmer als frei stehende Boxen mitten in den Raum gesetzt.

Fotos: Stiftung PWG



Raum gesetzt. Bei einzelnen haben wir beidseitig Türen eingebaut, die, wenn sie offen sind, an der gegenüberliegenden Wand fixiert werden können – so lässt sich der Raum erweitern.

Boxen ohne Tageslicht – das klingt düster. Welche Tricks gibt es für diese Situationen?

Wir haben zum Beispiel mit transparentem Material gearbeitet. Die Trennwand zwischen den beiden Badezimmern – das eine mit Badewanne, das andere mit Dusche – ist aus einem matten, durchsichtigen Glas. Ist im anderen Raum das Licht eingeschaltet, so ist das Bad schon ein bisschen beleuchtet. Sehr stimmungsvoll wirken diese Badezimmer auch durch die Farbenwahl: Der Boden ist schwarz gekachelte und die mit einfachen Platten verkleideten Wände haben wie das Glas auch einen ganz leichten Grüntich. Neben dem Boden sind auch die Vormauerungen unter dem Spiegel schwarz gehalten. Das Schwarz gibt dem Raum eine gewisse Kraft – meistens sind ja sonst die Badezimmer weiss. Was sicher auch zu dieser Atmosphäre beiträgt, ist der grosse Spiegel, der über die ganze Badezimmerbreite führt und die engen Räume zumindest optisch vergrössert. Es sind also ganz einfache Mittel, die ein Bad speziell machen.

Widerspiegeln solche Eingriffe auch den Spielraum, der bei der Ausgestaltung von Badezimmern ausgereizt werden kann?

Nicht immer. An der Albisriederstrasse konnte dieser Spielraum ausgenutzt werden, weil die Bauherrschaft unseren Vorschlägen gegenüber sehr aufgeschlossen war. Grund-

sätzlich finde ich, ein Badezimmer sollte möglichst neutral gehalten werden, damit die Bewohner noch Möglichkeiten zur individuellen Gestaltung haben. Wenn jemand farbige Platten wünscht, empfehle ich jeweils: «Macht das doch mit bunten Handtüchern!» Farben verleiden schnell, deshalb sind wir diesbezüglich eher zurückhaltend.

Wie haben Sie die Zusammenarbeit mit gemeinnützigen Bauträgern erlebt? Ergaben sich aus dieser Bauherrschaft Besonderheiten bei der Konzeption der Badezimmer?

Man kann das nicht so allgemein sagen, das hängt natürlich sehr von den verantwortlichen Personen ab. Doch es macht natürlich einen Unterschied, ob man für einen privaten Bauherren oder für eine «anonyme Masse» baut. Da will man möglichst etwas machen, das einer Mehrheit entspricht. So entstehen oftmals Kompromisslösungen ohne eigenen Charakter. Gerade dann finde ich es spannend, die Auftraggeber herauszufordern und zu überzeugen, die Dinge auch einmal anders anzuschauen. Etwas auszuprobieren, das noch nicht überall gesehen wurde, noch nicht ganz so bewährt ist und vielleicht ganz neue Verhaltensweisen von den Bewohnerinnen und Bewohnern abverlangt.

Und bezüglich Kosten?

Die Genossenschaften wissen natürlich, dass bei eng gesteckten Preisvorgaben nicht viel möglich ist. Deshalb gab es beim Jasminweg keine Diskussion rund ums Bad. Es war klar, was bezüglich Grösse machbar ist, ausserdem sollten die Bäder rollstuhlgängig sein und wenn möglich Tageslicht haben. Beim

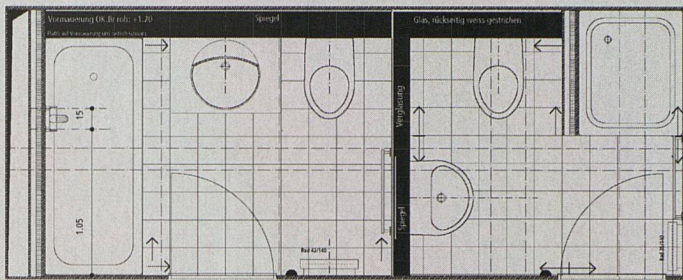
Umbau der Farbenfabrik wurde etwas mehr geredet. Hier stand das Besondere dieser Wohnart im Vordergrund.

Kommen wir auf Badezimmersanierungen zu sprechen: Was sind grundsätzliche Auslöser für eine umfassende Erneuerung?

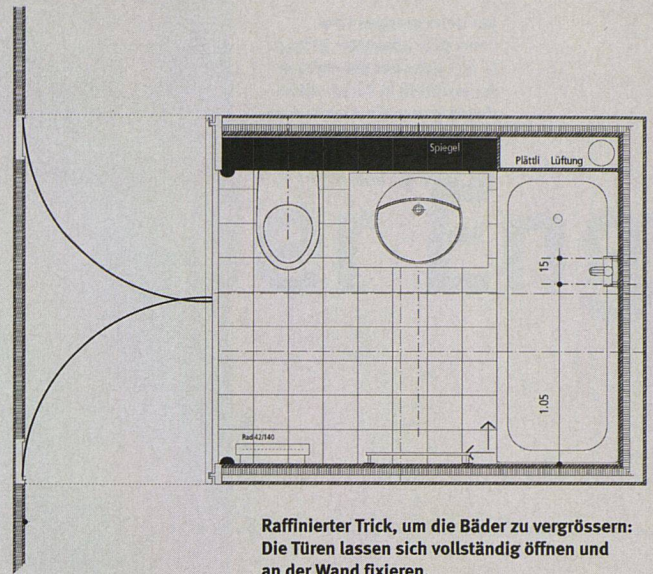
Viele Leute haben schnell einmal das Gefühl, es müsse saniert werden. Nur: Modische Gründe sind sehr vergänglich. Manche Sanitärapparate gibt es seit den 50er-Jahren, die sind mittlerweile Klassiker geworden. Wo ich Handlungsbedarf sehe, ist bei WC-Anlagen, die sehr viel Wasser fürs Spülen verbrauchen. Sinnvoll sind auch wassersparende Armaturen – hier kann man von den tech-



Das Spiel mit Kunstlicht sowie eine geschickte Farben- und Materialwahl erzeugen in der «Badbox» eine besondere Atmosphäre.



Die beiden Bäder der Farbenfabrik – eines mit Wanne, das andere mit Dusche – sind durch eine matte Glasscheibe getrennt. Dank dem Doppelbad eignen sich die grosszügigen Wohnungen auch gut für Wohngemeinschaften.



Raffinierter Trick, um die Bäder zu vergrössern: Die Türen lassen sich vollständig öffnen und an der Wand fixieren.

nischen Verbesserungen der letzten Jahre profitieren. Auch was die Verkalkung durch Wasser anbelangt, gibt es unterdessen Apparate und Armaturen mit effizienten Entkalkungssystemen. Feuchtigkeit und Schimmel können ebenfalls Gründe für eine Sanierung werden.

Was hat sich in technischer Hinsicht sonst noch verändert im Sanitärbereich?

Zum Beispiel die Warmwasseraufbereitung: Gerade die Baugenossenschaften setzen heute viel mehr Solarenergie und andere erneuerbare Energien ein. Auch bei den Rohrsystemen gibt es natürlich einen Erneuerungsrhythmus. Je nachdem wie die Leitungen verlegt sind, können sie ausgewechselt werden, ohne dass man gleich noch die Sanitärapparate mit austauschen muss. Heute achtet man sehr darauf, dass die Leitungen gut zugänglich bleiben, das ist auch für den Un-

terhalt wichtig, gerade wenn einmal etwas kaputt geht oder verstopft ist.

Was sind die Unterschiede zwischen Sanierung und Neubau von Badezimmern?

Bei Sanierungen trifft man oft Räume an, die nicht gerade mit Wunschmassen ausgestattet sind. Gerade ältere Badezimmer sind vielfach schmale, langgezogenen Räume, während man heute eher Raumproportionen anstrebt, in denen man sich gut bewegen kann. Das ist das Grundproblem bei vorgegebenen Räumen: Man kann es nur wieder ähnlich machen.

Ist dies eine Tendenz bei den Neubauten, dass die Badezimmer grösser werden?

Es ist sicher die Zukunft des Bades, dass die Räume grösser sind und mindestens zwei pro Wohnung angeboten werden. Es gibt auch immer mehr Badezimmer mit eigener Wasch-

maschine. Das setzt allerdings eine ausreichende Schalldämmung voraus. Doch diese Forderung nach eigenen Waschmaschinen im Bad haben wir von Genossenschaftsseite bisher nicht angetroffen.

Worin sehen Sie in Zukunft die Möglichkeiten, in das Gefüge und die Stimmung dieses minimalen Raumes einzugreifen?

Man setzt bei den Materialien und beim Licht an, damit lässt sich viel bewirken. Bei der Apparateauswahl ist eigentlich kaum Spielraum vorhanden, es sei denn man greift auf Designlinien zurück. Ich könnte mir auch vorstellen, dass die Bäder in Zukunft noch stärker unterteilt werden. Die Kloschüssel würde durch eine halbhohe Mauer separiert, was eine gewisse zusätzliche Abtrennung ermöglicht. Im privaten Wohnungsbau gibt es hingegen den Wunsch, das Bad nicht mehr so stark von den anderen Zimmern abzugrenzen. Aber ob das im Mietwohnungsbau Standard wird, ist mehr als fraglich. Was allerdings denkbar wäre, ist, dass wieder Lavabos in den Zimmern installiert werden, so wie man es früher gemacht hat.

Sieht man sich die Angebote der Hersteller an, hat man den Eindruck, das Bad wird zum eigentlichen Wellnessstempel. Gibt es künftig nur noch Luxusbäder?

Natürlich gibt es solche Tendenzen. Für einen Umbau, an dem wir gerade arbeiten, ist zum Beispiel ein Zimmer als reiner Duschaum vorgesehen. Aber solche Lösungen sind sehr individuell und hängen von der jeweiligen Bauherrschaft ab. Wenn man private Auftraggeber nach ihren Aufenthaltszeiten im Badezimmer befragt, stellt sich heraus, dass die Leute gar nicht so viel Zeit im Bad verbringen. Allzu viel Luxus wird offenbar nicht verlangt. Die Raumqualität ist der wirkliche Luxus für mich – und das muss nicht mit viel Platz verbunden sein. **INTERVIEW: SASCHA ROESLER**



Bei genossenschaftlichen Neubauten ist die Badgestaltung oft durch die Kostenvorgaben und die angestrebte Wohngrösse bestimmt. Im Bild die ABZ-Siedlung Jasminweg.

Foto: Archiv wohnen

